

DER HAMMER

# Frau am Amboss

Barbara Amstutz ist  
Silberschmiedin  
in Oberwil.

Inge Ahrens schwärmt von  
der Extravaganz ihrer  
Arbeiten.

Massimo Rodari  
fotografierte



# K

Kühles spätwinterliches Licht lässt die Gefässe auf den Holztischen glänzen. Auf Bechern und Schalen spiegeln sich Raum und Fensterbild. In den Tiefen der Objekte bündelt mattes und glänzendes Silber die blaue Stunde. Effektvoller hätte Barbara Amstutz ihre Schmiedearbeiten nicht präsentieren können. Seit Jahrhunderten erliegen die Menschen dem elemnetaren Glanz von Silber.

Schon von weitem sieht man in Oberwil in Basel-Land einen hohen Kamin aufragen: In einer ehemaligen Ziegelei auf dem höchsten Punkt des Ortes hat die Schweizerin ihr Atelier. Wo bis 1997 mehr als hundert Jahre lang rote Backsteine gebrannt wurden, sind Künstler und Handwerker eingezogen. Ein Platz mit Blick in die Rheinebene über Felder und Bauernhöfe – und damit mit einer gewissen Ma-

gie. In Barbara Amstutz Manufaktur fügen sich Werkbänke, Hämmer, Lötbrenner, Schraubstöcke, Feilen, Amboss und Maschinen aus Stahl zu einem altmodischen Handwerkerbild. Ein ganz klein wenig riecht es nach Schwefel. Am liebsten würde sie jeden Tag herkommen und arbeiten. Deshalb hat sie sich sonntags striktes Werkstattverbot erteilt.

„Metall ist mein Material“, sagt die zierliche Frau mit den rehbraunen Augen. Als Kind Schweizer Eltern 1970 in Heidelberg geboren, spielte sie, ganz freiwillig, Geige und Klavier, zeichnete und malte mit Vergnügen, studierte erst Religionswissenschaften und erlernte schliesslich das Goldschmiedehandwerk in Jerusalem und Basel.

Die Stadt im Dreiländereck Deutschland-Schweiz-Frankreich war bereits seit dem 13.

Jahrhundert ein Zentrum für Goldschmiedekunst. „Silberschmiede hingegen gibt es nur wenige“, erzählt Amstutz. Mit einem Stipendium der Basler Goldschmiedezunft lernte sie dann an einer Berufsschule für Edelmetallberufe im niederländischen Schoonhoven auch noch, das Silber zu schmieden. Seit 2006 ist sie wieder in der vertrauten Schweiz. „Mit drei Hämmern und zwei Eisen kam ich an.“

„Modernes Silber, das ist meins.“ Sie zeigt auf ihre zwölf Teile zählende Kollektion sogenannter Müstair-Schalen, die aussehen, als seien sie aus zartem Stanniopapier erst einmal gefaltet und dann wieder geglättet worden. Deren Standfläche ist so winzig, dass die Gefässe über dem Tisch zu schweben scheinen. Amstutz arbeitete die Schalen aus Silber, aus patiniertem Kupfer und aus Messing. In-

spiriert dazu hatte sie das Deckengewölbe der Klosterkirche St. Johann im Graubündner Örtchen Müstair. Bei jedem Besuch des Gotteshauses im Münstertal habe sie fasziniert in den Rautenhimmel geschaut und sogleich ihre Schalen gesehen.

Sie fotografierte die Kirchendecke und setzte sie im Atelier zeichnerisch um, baute Modelle aus Karton und Gips und begann, das Silber durch Biegen und Hämmern in die gewünschte Form zu bringen. Am Anfang jeder ihrer Arbeiten gibt es nur die Rondelle. Das sind Silberbleche, gerade mal eineinhalb Zentimeter dick, die sie von einer Schweizer Scheideanstalt bezieht. Durch gezielte Hammerschläge bringt sie die Teile in Form. Treiben nennt man das. „Das kann bis zu einer Woche dauern“, verrät die Handwerkerin. Dabei werde das Blech immer grösser, wie Teig beim Ausrollen. Es sei so, als wolle es irgendwo hin. „Die Oberfläche planiere ich, feile sie und poliere sie am Schluss. Entscheide ich mich für das Hämmern, hat das Silber am Ende eine gebrochene warme Optik.“

Die feingliedrige Barbara Amstutz und der schwere Amboss: „Er ist mein Gegenüber“, sagt sie lachend. „Nie lässt er mich im Stich. Er antwortet immer.“ Wenn sie arbeite, müsse es stinken und ordentlich Krach machen. Das Treiben des Silbers sei laut und monoton, ohne Gehörschutz kaum auszuhalten. „Aber jeder Hammerschlag verrät mir, ob es gut war oder nicht.“ Für die Müstair-Schalen hat sie den grössten Teil aus einem Stück getrieben. Fehlende Flächen in der Gefässwandung lötte sie anschliessend ein. Alles sieht aus wie scharf gekniffen. Manche Schale ist hoch glänzend, eine andere mittels Seifenlauge mit einer Metallbürste mattiert worden. Die Oberfläche eines weiteren Objektes sieht aus wie geborstenes Eis.

Kirchenräume und liturgische Gefässe spielen nicht selten eine Rolle bei ihrer Arbeit. Taufbecken hat sie schon gemacht, ein Altarkreuz oder Abendmahlsbecher. Vieles ist dabei zu berücksichtigen: „Wie sieht der Raum aus? Wie gross und schwer ist der Pfarrer? Wie viel muss in den Becher hineingehen?“ Der im Atelier ausgestellte bauchige Kelch, der Auftrag von einer Schweizer Kirchengemeinde, schimmert tatsächlich – Verzeihung – himmlisch. Grad bricht sich das Licht in den Fassetten, die der Hammer schlug.

Wie fast alle Arbeiten ist auch der Kelch aus 925er Silber. Eine Punze auf der Unterseite, die bei Amstutz wie eine kleine dreiarmige Harke aussieht, garantiert den Feingehalt des Metalls und markiert die Herkunft des Stückes. An Silber wie überhaupt an Metall fasziniert Amstutz, die sich selbst Handwerkerin nennt, dass sie so viel damit anstellen könne: schmelzen, schmieden, feilen, sägen, es kalt und warm bearbeiten. „Ich kann es verwandeln. Das ist genial. Oder ich schmelze es einfach wieder ein und fange von vorne an.“

Hin und wieder entwirft sie auch Gebrauchsilber, wie Bestecke. „Haptik, Philosophie, Handhabbarkeit, – am Ende muss alles stimmen. Aus Bechern soll man auch trinken können und er möge möglichst gut in der Hand liegen.“ Schlicht, fein und geradlinig ist das achtteilige Besteck geworden. Am liebsten seien ihr allerdings die freien Arbeiten wie



Filigrane Arbeiten an teilweise schwerem Gerät: Barbara Amstutz muss viele Fähigkeiten in ihren Händen bündeln, bis ihre Gefässe eine Qualität haben, die ihren Ansprüchen gerecht wird



„Er ist mein Gegenüber“, sagt Barbara Amstutz über ihren Amboss. „Nie lässt er mich im Stich. Er antwortet immer.“ Ihren Stücken sieht man das symbiotische Verhältnis an

die Müstair-Schalen. „Da kann ich mich ausdrücken“, sagt sie. Bei Gebrauchsgegenständen sei das Korsett enger.

Aber auch das Restaurieren gefalle ihr. „Das hat Geschichte. Und ich begegne bei der Arbeit quasi einem längst verstorbenen Kollegen.“ Altes Silber verliere auch nach Jahren nichts von seiner Faszination: „Es bekommt Gebrauchsspuren, wird immer schöner. Silber lebt, wenn es nicht mehr frisch poliert ist.“ Besonders gut kann man das alte und das neue Silber in einer bis zum 3. April laufenden Ausstellung im Basler Historischen Museum für Wohnkultur sehen. Neben den antiken Gold- und Silberarbeiten der Zunft schlägt Barbara Amstutz mit ihren Kunststücken den Bogen ins 21. Jahrhundert.

